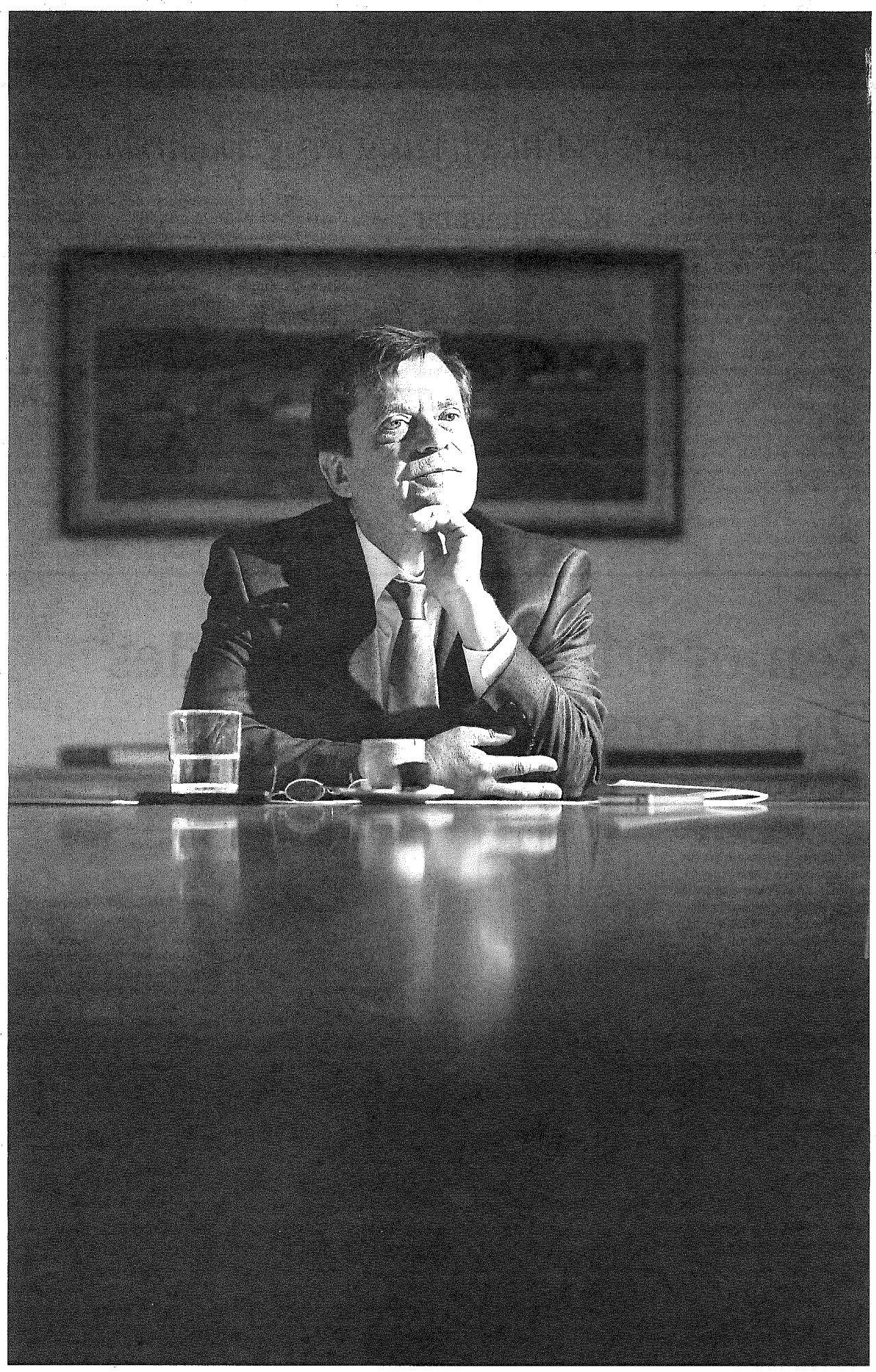
«Wir bauten prozentual mehr Stellen ab,

MONTAGSINTERVIEW Die Kirche soll mehr beitragen zum Sparpaket im Kanton Bern. Synodalratspräsident Andreas Zeller erläutert die Konsequenzen. Er verteidigt zudem die Rolle der Kirche in der hitzigen Migrationsdebatte. Es sei an der Kirche, den Schwachen beizustehen.



Die sanften Töne der Kirche gehen unter, wenn die Politik schrill die Migration thematisiert, stellt Synodalratspräsident Andreas Zeller fest. *Susanne Keller*

Der Kanton Bern muss empfindlich sparen, die Kirche aber kommt ungeschoren davon. Ist das in Ordnung?

Andreas Zeller: Die Landeskirchen kommen laut dem Vorschlag des Regierungsrates dieses Mal ungeschoren davon, weil sie bisher alle Sparrunden solidarisch mitgetragen haben: In den letzten 20 Jahren wurden 45 Pfarrstellen abgebaut; das ist prozentual mehr, als wir Mitglieder verloren haben.

Nun erhöht die Finanzkommission den Druck auf die Kirche. Was sagen Sie dazu?

Der eingeschlagene Weg gefällt uns nicht. Die beantragten Kürzungen würden eine Vielzahl von Kirchgemeinden treffen, indem die Pensen der Pfarrstellen gekürzt würden. Dadurch wären auch Aufgaben gefährdet, welche für das Gemeindeleben von grosser Bedeutung sind. Es wird oft vergessen, dass die Kirche eine der grössten Freiwilligenorganisationen ist. Doch die Freiwilligen brauchen eine professionelle Begleitung. Wir befürchten deshalb, dass mit der Reduktion von Pfarrstellen auch ein Teil der Freiwilligenarbeit zugunsten einer breiten Öffentlichkeit gefährdet ist.

Die Regierung prüft, ob und mit welchen Konsequenzen sich der Staat aus der Finanzierungspflicht für die Pfarrerlöhne lösen könnte. Doch sie befürchtet, dass die Kirche dann klagen würde. Zu Recht?

Wir gehen aufgrund von aktuellen Gutachten und wissenschaftlichen Arbeiten davon aus, dass die Kirche rechtlich Anspruch auf staatliche Unterstützung hat. Der Staat hat 1804 die Kirchengüter übernommen und sich im Gegenzug verpflichtet, dessen Erträge für die Besoldung der Geistlichen einzusetzen. Wenn der Kanton nun Änderungen anstrebt, sind Form und Höhe der Entschädigung Gegenstand von Verhandlungen.

Das heisst, wenn man sich findet, klagen Sie nicht?

Wir warten nun auf den Bericht, den die Regierung in Auftrag gegeben hat, und entscheiden dann, wie es weitergeht.

Zwar ist Bern mittlerweile der einzige Kanton, der die Pfarrerlöhne direkt bezahlt. Aber es muss ja nicht gleich ein Systemwechsel sein. Die Kirche könnte wenigstens ihre zig kleinen Kirchgemeinden fusionieren.

Kirchgemeinden zu fusionieren, ist mindestens ebenso schwierig wie die Fusion politischer Gemeinden. Unser Kirchengebiet umfasst viele Randregionen. Gadmen könnte man zwar beispielsweise mit Guttannen fusionieren – allerdings liegt diese Gemeinde im Nachbartal. Ähnlich wie im Oberland sieht es im Emmental, im Berner Jura und zum Teil im Schwarzenburgerland aus.

Heute hat jedes Pfarramt Anrecht auf mindestens 60 Stellenprozente. Liesse sich das ändern?

Wenn wir das Pfarramt Gadmen mit weniger als den heutigen 60 Stellenprozenten ausstatten, wird es schwierig, jemanden zu finden, der davon leben kann und der bereit ist, dort hinzuziehen. Die Pfarrämter, die heute damit auskommen müssen, sind am Anschlag. Mit dem Gottesdienst am Sonntag, dem kirchlichen Unterricht, der Altersarbeit, Seelsorgegesprächen und ab und an einer Abdankung sind die drei Tage aufgebraucht, und viel Arbeit ist gar noch nicht getan.

Mancher Pfarrer predigt heute vor fast leeren Bänken. Haben Sie das auch schon erlebt?

Wenn das geschehen wäre, dann wär ich heute nicht mehr Pfarrer.

Aber es gibt solche Situationen.

Ich gebe Ihnen recht: Es gibt Gemeinden, in denen die Predigten schlecht besucht sind. Ob die Leute kommen oder nicht, hängt stark von der Beziehungsarbeit in der Gemeinde und vom Auftreten eines Pfarrers ab. Ich bin in meiner Funktion oft unterwegs und erlebe volle Kirchen, das macht mir Mut.

Wenn der Synodalratspräsident kommt, ist das wohl nicht mit einem normalen Gottesdienst zu vergleichen, oder?

Meine Erfahrungen sind anders. In meinen 20 Jahren als Pfarrer in Münsingen hatte ich im Schnitt in normalen Gottesdiensten mehr als 100 Besucherinnen und Besucher.

Pfarrer wenden 70 Prozent für kultische Belange auf. Müsste man heute nicht etwas anders gewichten?

Die Bestrebungen gehen in eine andere Richtung. In Bern sollte der Gottesdienst wahrscheinlich nicht überall gleichzeitig beginnen. Es ist sicher besser, wenn er an einem Ort um halb zehn, am zweiten später und am dritten vielleicht sogar erst abends stattfindet. Wir wollen unser Angebot den Bedürfnissen anpassen.

Tatsächlich ist das Bedürfnis nach Spiritualität ja nicht weg. Doch die Leute gehen lieber zu einer evangelikalen Bewegung als in die Kirche. Ist der Zug für die Kirche abgefahren?

Ich weiss nicht, woher Sie Ihr negatives Kirchenbild haben. Ich habe ein anderes. Gerade jetzt auf die Festtage hin bilden sich überall Chöre; es gibt Erwachsenenbildungskurse – in dieser Jahreszeit etwa zum Thema Krankheit, Tod, Sterben. Wenn ich die Kirchgemeindeblätter durchblättere, sehe ich ein dichtes Programm von Veranstaltungen. Es läuft viel.

Können Sie die Jungen noch abholen?

Der kirchliche Unterricht läuft an vielen Orten sehr gut. Es finden Lager statt. Der Kinderchor am Münster wächst und wächst.

Wie sieht es bei den Teenagern und jungen Erwachsenen aus?

Vor 40 Jahren, als ich in diesem Alter war, hatte man viel weniger Möglichkeiten. Ich wuchs in Ausserholligen in der Stadt Bern auf. Damals ging man am Donnerstagabend in die junge Kirche, weil man da mit anderen Jungen zusammen sein konnte.

Und heute reist man nach Indien und wird Buddhist…

Möglich, aber in einer grösseren

als die Kirche Mitglieder verlor»

Lebenskrise wendet man sich dann doch wieder an eine hiesige Organisation.

Oder an den psychiatrischen Dienst des Kantons Bern?

Zum Beispiel. Und doch: Als Pfarrer hatte ich diesbezüglich oft mit schmerzlichen Erlebnissen zu tun, zum Beispiel bei Drogen- oder Verkehrstoten. So stark man die Kirche kritisiert, so froh ist man dann plötzlich über Rituale und Räume, wo das Unaussprechliche Platz hat und ein Pfarrer Gedanken formulieren kann, wenn man selber keine Worte mehr findet.

Doch der regelmässige Kontakt zur Kirche wird selten. Nach der Entfremdung folgt der Austritt.

Die Abnahme ist weniger stark, als man immer sagt. Im Kanton Bern zählte die Reformierte Kirche im Jahr 2010 596 900 Mitglieder, das sind 7,5 Prozent weniger als 20 Jahre zuvor. Wir zählen dabei nur, wer die Kirchensteuer zahlt. In Neuenburg zum Beispiel ist das anders. Dort sind Kirche und Staat seit 70 Jahren total getrennt. Sie zählt laut der Kirchenleitung zwar 80 000 Reformierte, aber bloss 30 000 zahlen einen Mitgliederbeitrag.

Schon bald steht Weihnachten vor der Tür. Das hohe Fest der Kirche ist heute ein Familienfest mit Geschenken. Die Botschaft geht unter.

Da bin ich mir nicht so sicher. In dieser Zeit der längsten Nächte vermischen sich alte germanischen Rituale des Neuanfangs mit der Weihnachtsgeschichte, der Geburt Jesu. Das rührt die Seele der Menschen an.

Sie erreichen mit dieser Geschichte die Menschen noch?

Das weiss ich aus meiner Zeit als Pfarrer mit Gewissheit. Diese Weihnachtsgottesdienste vermisse ich heute. Denn an diesem Abend stehen die Gemeindepfarrer selber auf der Kanzel und nicht der Synodalratspräsident.

Sie haben also frei. Wie feiern Sie Weihnachten?

Wir lesen im Familienkreis die Weihnachtsgeschichte. Dann schaue ich gerne auch etwas über den Tellerrand und sehe mir Predigten im Fernsehen an oder gehe zur Predigt. Nach so vielen Jahren im Pfarramt habe ich das Kirchenjahr verinnerlicht und lebe mit. Dann gibt es eben nicht nur Weihnachten, sondern auch Ostern, Pfingsten oder Bettag.

Nehmen Sie sich im Alltag Zeit für Spiritualität?

Ja. Es gibt Momente, in denen ich das brauche, das ist wie ein innerer Warnfinger, wenn etwas fehlt.

Was tun Sie dann?

Musik kann mich in eine gewisse Spiritualität führen, ebenso das Lesen theologischer Literatur oder das Verfassen einer Predigt.

«In der Schweiz wird es enger und kälter», so titelt die aktuelle Ausgabe der evangelisch-reformierten Zeitung «Reformiert».

> «Stellen Sie sich vor, wir würden sagen, dass man die Grenzen dicht machen soll. Ich denke, man gesteht der Kirche zu, dass wir das Evangelium vertreten dürfen und müssen.»

Der Abbau von Pfarrstellen gefährde auch die wichtige Freiwilligenarbeit in der Kirche. Denn Freiwillige benötigten professionelle Begleitung. *Susanne Keller*

Werden die Menschen intoleranter?

Ich glaube schon, dass die Finanzkrise, der damit verbundene Druck auf die Arbeitswelt und der Zustrom von Asylsuchenden Angst machen. Die reformierte Landeskirche Bern hat eine grosse Tradition im Migrations- und Asylbereich. Wir versuchen Gegensteuer gegen diese Angst zu geben. Ich wage zu behaupten, dass dank der reformierten Landeskirche während Jahren der Dialog und nun das Haus der Religionen ermöglicht wurde. Wir pflegen auch den Austausch und die Zusammenarbeit mit reformierten Christen in anderen Ländern. So waren kürzlich Vertreter einer reformierten Kirche aus Ägypten zu Gast. Wir leisten über unsere Hilfswerke Entwicklungshilfe und engagieren uns in Zusammenarbeit mit dem Kanton stark in der Betreuung und Beratung von Asylsuchenden und Sans-Papiers.

In der repräsentativen Umfrage von «Reformiert» wollen über 50 Prozent der Befragten die Zuwanderung beschränken. Erschreckt Sie dies?

Wenn man als Kirche aufgibt, Nächstenliebe, Hilfe und Schutz für die Schwächsten zu verkünden, dann gibt man einen grossen Teil von sich selber auf. Das ist eine Frage der Glaubwürdigkeit. Bei Abstimmungen wie der Minarett- oder der Zuwanderungsinitiative haben die Kirchen einen klaren Kurs. Aber je näher die Abstimmungen kommen, desto lauter treten die extremen politischen Pole auf. Die sanften Töne der Kirchen gehen unter.

Reden Sie an Ihrer Basis vorbei?

Stellen Sie sich vor, wir würden sagen, dass man die Grenzen dicht machen soll. Ich denke, man gesteht uns zu, dass wir das Evangelium vertreten dürfen und müssen.

In der Umfrage von «Reformiert» äusserte eine Mehrheit der Befragten auch Skepsis zur Integrationsfähigkeit des Islam.

Es ist die Aufgabe der Mehrheitsreligion, in einem Land mitzuhelfen, dass der Religionsfriede bestehen bleibt. Es ist also sicher nicht unsere Aufgabe, scharf zu machen. Ich verstehe aber die Ängste in der Bevölkerung, die täglich von Terroranschlägen oder von Frauenunterdrückung hört und liest. Wir haben durch die Zuwanderung aus dem ehemaligen Jugoslawien viele Muslime bei uns, die aber nichts mit den vorher geschilderten radikalen Formen des Islam zu tun haben. Unser Standpunkt ist klar: Integration braucht Zeit. Ich denke, es dauert noch eine Generation, bis sich der Islam so gut organisiert hat wie die katholische oder die reformierte Kirche mit klaren Ansprechpartnern und Verantwortlichkeiten.

Der Migrationsdruck ist riesig, kann man all den Armen und Schwachen überhaupt helfen?

Als Fünfjähriger habe ich in der Sonntagsschule ein kurzes Gebet gelernt, dessen Hauptaussage ist, dass Gott den Armen helfen soll. Es gibt Phänomene, mit denen wir überfordert sind, bei denen wir nur ein Gebet zum Himmel schicken können.

Die Schweiz, Europa kann nicht alle Armen aufnehmen. Ist es nicht etwas naiv, abgewiesene Asylbewerber mit Rechtsberatung darin zu unterstützen, dass sie gegen den Entscheid Beschwerde führen?

Wir bewegen uns durchaus auf dem Boden der Realität und des Rechtsstaats. Das zeigt nur schon, dass wir den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund darin unterstützten, dass er Ausschaffungsflüge begleitete. Sehen Sie, wir sind eine Volkskirche und das ganze politische Spektrum spiegelt sich in unserer Organisation. Wir haben in der Synode sechs Fraktionen, die den politischen Meinungen entsprechen. Bei uns kann sich jener, der sich für die Umwelt oder Soziales einsetzt, ebenso engagieren wie der Liberale, für den Eigenverantwortung zentral ist, oder jener, der sich intensiv mit dem Glauben beschäftigt. Diese Breite ist eine unserer Stärken, darauf sind wir stolz.

Wo haben Sie selber schon Solidarität erlebt?

Zum Beispiel als junger Pfarrer im freiburgischen Flamatt. Damals war das Verhältnis zwischen der katholischen Mehrheit und der reformierten Minderheit ein anderes, es war der Beginn des ökumenischen Frühlings. Die Hoffnung keimte auf, dass man aufeinanderzugehen kann. Ich pflegte starken, freundschaftlichen Kontakt mit fünf katholischen Pfarrern aus meinem Arbeitsgebiet, insbesondere mit dem Dekan von Flamatt. Als dieser gemeinsam mit vier katholischen Kollegen in einer Lawine ums Leben kam, hielt die reformierte Kirchgemeinde 24 Stunden Totenwache an seinem Sarg. Es ist für mich unvergessen, wie viele Menschen kamen und wie sehr diese Geste geschätzt wurde.

Interview: Christoph Aebischer
Andrea Sommer

ANDREAS ZELLER IM GESPRÄCH

Andreas Zeller nimmt sich Zeit, anhand der an der Wand aufgehängten, ehemaligen Logos der Reformierten Kirche Bern-Jura-Solothurn den Wandel des kirchlichen Selbstverständnisses zu veranschaulichen. **Vor 40 Jahren verkörperte noch der Berner Bär die Staatskirche. Heute steht der Mensch im Zentrum des Logos der mitgliederstärksten Kirche der Schweiz.** Dann setzt er sich an den grossen Tisch im Synodalratszimmer des Hauses der Kirche an der Aare in Bern. Der 58-jährige Zeller ist seit sechs Jahren Synodalratspräsident, also Vorsteher des obersten ausführenden Organs. **Er stellt sich zwar den Fragen zur Zukunft der Kirche, der die Mitglieder abhanden kommen,** und ob die Kirche nicht den Gürtel enger schnallen sollte angesichts des Sparpakets des Kantons. **Zeller holt aber in seinen Antworten weit aus und bleibt oft vage.** Viel zu ändern gibt es seiner Ansicht nach nicht. Dass er 20 Jahre als Pfarrer in Münsingen und davor in Flamatt predigte, drückt durch, wenn er mit Engagement erzählt, wo die Kirche lebendig ist und was sie der Gesellschaft alles zurückgibt.

Beim heiklen Thema Migration und der Rolle der Kirche wirkt er zunehmend aufgewühlt, gerät ins Schleudern und reagiert auf kritisches Nachhaken dünnhäutig und irritiert. Dass die Zeitung «Reformiert» in ihrer aktuellen Ausgabe die Kluft zwischen kirchlich gepredigter Solidarität und der zunehmend kritischen öffentlichen Meinung zur Zuwanderung thematisiert, scheint ihm unangenehm. Ebenso das Resultat der repräsentativen Umfrage; 52 Prozent der Befragten wollen die Zuwanderung beschränken. **Zeller räumt eine gewisse Ratlosigkeit ein. Die Aufgabe der Kirche sei, sich für Schwache einzusetzen.** *cab/as*